

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch E. Medlenburg,
Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
incl. Botenlohn
1 Thlr. 15 Sgr.
Inserionspreis 2 Sgr.
für die gespalt. Bezugszeit.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

2. Jahrgang.

Berlin, 24. April 1874.

Nr. 17.

Inhaltsverzeichnis: Gottfried August Bürger. — Johannes Müller und Goethe. — Fürst Hermann von Büdler-Muskau.

Gottfried August Bürger.

Smelfungus, der Alterego Thomas Carlyles in der merkwürdigen „Geschichte Friedrich II.“ ist ein wunderbar-geistvoller Gesell, der es trotz aller seltsamen Grillen freilich nicht verdient hat, in Jeremias Sauerampfer und Zacharias Zinnober so kompromittirende Kinder zu haben. Es steht zu erwarten, daß er die Paternität ablehnt und leicht könnte er versucht sein, sie seinem Erzfeinde, dem preußischen Dryasdust in die Schuhe zu schieben. Nichts nämlich kränkt den alten grilligen Herrn so, wie diese Species des menschlichen Geschlechts. Der preußische Dryasdust, d. i. der preußische Historiker. Also spricht er gelegentlich von dessen Werken: „Bücher, verfaßt von Pedanten und finsternen Personen unter dem Namen Menschen, die sich nicht mit Dingen, sondern in endloser Länge mit den äußern Hüllen von Dingen abgeben, dabei von beispielloser Verwirrung, geben nicht einmal ein Register: zu dem armen Halbmeßlein Löschkohlen, das unter diesem Wagen voll Asche versteckt liegt, ist kein Sieb gestattet. Bücher, die wirklich danach sind, den Geist mit Staubwirbelwind zu erfüllen, wenn der Geist sie nicht stracks wieder von sich bliese, was auch geschieht.“ Es ist nicht die unbegrenzte Ehrfurcht vor dem preußischen Herrscherhauje; diesen Fehler theilt der preußische Dryasdust mit den Dryasdüsten aller monarchischen Länder und dem Hohenzollerngeschlechte gegenüber ist Smelfungus selbst darin am wenigsten taktfest. Was ihn ärgert; ist vielmehr die öde Langweiligkeit, der Mangel an Farbe, an gesundem, tüchtigen Realismus, an Anschaulichkeit und vor Allem an Gestaltungskraft, denn diese ist es schließlich allein, welche den unübersteiglichen Grenzwall bildet zwischen dem Chronisten und dem Historiker, der in seiner Art ebenso ein Künstler ist, wie der Dichter oder Maler.

Vielleicht aber giebt es in deutschen Landen noch einen Zweig der Familie Dryasdust, der möglicherweise noch schädlicher wirkt, als preußische Hoffistoriographen, wir meinen den deutschen Literaturhistoriker. Es hat ihrer Viele und Treffliche gegeben, gewiß; aber sie alle haben mit viel größerer Vorliebe Literaturästhetik getrieben, als Literaturgeschichte geschrieben. Sie haben sich endlos gestritten über den Begriff des Dra-

ma's, über die Definition der Volkspoesie, über die Bedeutung des Reims und taujenderlei Anderes, über Dinge, über die sie sich nie geeinigt haben und vielleicht nie einigen werden, über Dinge, deren Ergründung gewiß ein hohes Interesse hat, aber überall anders wohin, nur nicht in eine Literaturgeschichte gehört. Wie viele dagegen haben es wol einmal versucht, die persönliche Erscheinung eines unserer Denker oder Dichter in lebensvoller Nachbildung dem Volksgedächtniß gegenwärtig zu erhalten! Wie die landläufigen Büsten von Goethe und Schiller, nachgeahmt und immer wieder nachgeahmt, einer Karrikatur ähnlicher geworden sind, als dem Abbilde eines beeelten Menschenantlizes, so auch ihre geistigen Portraits. Wodurch hat die Goethebiographie von Lewes so großes Glück gemacht? Wahrlich nicht durch die gelehrten und tiefen Vorstudien, auf denen das Werk sich etwa aufbaute; da haben unsere Goetheforscher viel Besseres und Gründlicheres geleistet. Nein, weil sie einmal den Versuch machte, den in Deutschland ganz neuen Versuch, nicht über die Werke dieses Geistesheroen tiefkönnige Commentare zu schreiben, sondern ihn darzustellen, wie er lebte und lebte, mit seinen großen Vorzügen und kleinen Schwächen, weil sie uns mit frischen, satten Farben das Residenzstädtchen malte, in dem und die Menschen, unter denen er lebte, weil sie nicht verschmähte, uns zu jagen, wie er wohnte, wie er aß und trank, weil sie uns mit einem Worte in realistisch-er Wahrheit die äußern Bedingungen nahe brachte, welche sein Dasein bestimmten und regelten. Deutsche Federn haben Berge von Folianten über Goethe geschrieben, aber sie alle wiegt heute noch das kleine Büchlein des Engländers an Popularität auf.

Unsere Literaturgeschichte droht zu verknochern, sie droht ganz und gar zur *fable convenue* zu werden. Sie ist es leider schon da, wo ein solcher Zustand am schlimmsten wirkt, in unsern höhern Schulen. Es mag in allerneuester Zeit besser geworden sein, aber vor etwa einem halben Duzend Jahren noch, als der Schreiber dieses die Bänke der Prima drückte, welcher Jammer war es um den Unterricht in der deutschen Literatur! Die Befreiungskriege waren das große Thor, das dröhnend vor dem Wißbegierigen zuschlug, wie in der politischen, so auch in der literarischen Geschichte. Arndt, Körner, Schenkendorf und vor Allem Uhland standen mit erhobenen Schwertern vor dem verbotenen Land; sie galten als die letzten Ausläufer der klassischen Zeit. Nicht einmal bis zu Goethe's Tode wurde die Literaturgeschichte fortgeführt, weil sonst der nichtsnußige Heine hätte erwähnt werden müssen. Der „Klassiker“ U war ein „schöner Morgenstern am Himmel der deutschen Dichtung“ — ich glaube, der Ausdruck stammt aus Vilmar's Literaturgeschichte, die mit ihren absichtlichen Feindseligkeiten gegen alle modernen Bestrebungen einen großen Theil der Schuld an diesen Zuständen trägt —, Herwegh aber, wenn je sein Name im Vorbeigehen genannt wurde, ein „elender Phrasen-“ und politische Poesie überhaupt ein Verrath an den Principien des ewig Schönen und Wahren. Man darf diese systematische Erödung des literarischen Interesses unter der heranwachsenden Jugend nicht nach den Zuständen in großen Städten beurtheilen; da werden immer viele Ursachen mitwirken, das Uebel wenigstens theilweise zu paralysiren, aber in den Provinzialstädten, in welche die neue Literatur nur sporadisch dringt und dem üblichen Leihbibliothekenfutter keine erfolgreiche

Concurrenz zu schaffen vermag, ist es ein wirkliches Grauen. Unsere unruhige Zeit duldet nicht mehr die all- oder doch vielseitige Ausbildung des Geistes, deren sich noch Goethe und Humboldt erfreuten, aber wenn es eine freie, geistige Beschäftigung giebt, welche dem gebildeten Manne wol anseht und ihn unterscheidet von dem profanum vulgus gelehrter Gewerbstreibender, so ist es doch die Beschäftigung mit der Literatur seines Volkes. Es ist aber eine unbestreitbare und auch wol unbestrittene Thatsache, daß das Interesse an deutscher Literatur unter der studirenden Jugend stetig abnimmt. Eine Stufenleiter, welche sich freilich nicht aus statistischen Zahlen aufbauen läßt, aber vielleicht doch das Richtige trifft, wäre etwa die, daß das Uebel am schlimmsten wuchert unter den Theologen und Juristen, ein wenig besser steht es — von der ganz verknöcherten Sorte abgesehen — bei den Philologen und verhältnißmäßig am besten bei den Medicinern. Es wäre merkwürdig genug, wenn gerade die Jünger der Wissenschaft, deren Resultate am meisten auf einen nüchternen und trostlosen Realismus hinzudrängen scheinen, sich den freiesten Blick für das Ideale gewahrt hätten, aber es wäre eben nur ein scheinbarer Widerspruch. Auge und Hand, welche sich bei ihrer Thätigkeit von dem obersten Grundjatz der Untrennbarkeit des menschlichen Körpers und Geistes leiten lassen, werden am ehesten das unmögliche Wolkenkuckucksheim eines falschen Idealismus zerstören, in welches ästhetischer Doktrinarismus die Gestalten unserer Nationalliteratur gebannt hat, und sie wieder auf den Boden der gemeinjamen Mutter Erde stellen. Es wäre eine höchst verdienstliche, freilich nicht leichte Aufgabe, die landläufigen Anschauungen von den Namen und Werken der deutschen Literatur einer gründlichen Revision vom modernen Standpunkte aus zu unterziehen und man würde mit Schrecken sehen, wieviele von ihnen „wilde Scheine“ sind, die freilich in unserm geistigen Verkehr eine viel größere Verwüstung angerichtet haben, wie es in Handel und Wandel je die schmutzigsten Banzettel der deutschen Räubstaaten vermochten.

Erfreulicherweise ist hier und da schon ein Anfang gemacht und dankbar darf anerkannt werden, daß unter den ersten Dichtern, deren Namen moderne Kritik von dem Staub und Wust der Jahrzehnte zu reinigen versucht hat, sich Gottfried August Bürger befindet. Er vor Vielen verdient eine „Rettung“, wobei ich das Wort in Lessing'schem und nicht in Stahl'schem Sinne nehme. Ihm ist von der literarischen Kritik übel mitgespielt worden; abwechselnd ist er das Opfer falscher Sentimentalität oder rigoroser Sittenrichtererei oder endlich eines unersichtlichlichen Gemisches von Beidem gewesen, weil man nie die Bedingungen zu verstehen gesucht hat, unter denen er wurde, was er in Wirklichkeit gewesen ist. Es sei gleich hier gesagt, daß die literarische Kritik in diesem Falle gewisse, mildernde Umstände für sich geltend machen kann. Es ist nicht leicht, dem Menschen und dem Dichter Bürger zugleich gerecht zu werden, trotzdem oder richtiger weil Beide völlig unzertrennlich sind; es ist vielleicht das einzige Beispiel in unserer gesammten Literatur, in welchem die geistigen Schöpfungen eines Dichters so unauflöslich verknüpft sind mit den innersten Heimlichkeiten seines privaten Lebens. Sein Dichten, wie sein Leben stand völlig unter dem Banne einer zügellosen Sinnlichkeit; er wußte sie dort oft zu bändigen durch das Maß der künstlerischen Form, hier und da einmal abzuklären zu einer

echten und starken Leidenschaft. Auch der kühlste und objektivste Beurtheiler wird schließlich das Facit ziehen müssen, daß das tout comprendre c'est tout pardonner nicht völlig sein Leben deckt. Es bleiben gewisse, unlösbare Reste, an denen Zeloten ihre gottesfürchtige Freude haben können. Trotzdem darf der Versuch nicht unterbleiben, diesem Dichter seine richtige Stelle in der Entwicklung der deutschen Literatur anzuweisen. Denn einmal wirkt er noch heute, ein völlig Lebendiger, unter uns; seine Lieder gehen von Mund zu Mund in allen Schichten des deutschen Volks. In dem ganzen Zeitraum zwischen Klopstocks und Heines erstem Auftreten kann — abgesehen natürlich von unsern drei großen Klassikern Lessing, Goethe und Schiller — nur noch Uhland auf diesen höchsten Dichterruhm Anspruch machen. Es ist sogar erstaunlich, wie wenig die achtzig Jahre seit Bürgers Tode an dem geistigen Erbe, welches er seiner Nation hinterließ, genagt haben. Was in seinen Werken todte Schlacke ist, ist es heute eigentlich nicht mehr, als da er die müden Augen nach einem Leben voll unendlicher Trübsal schloß. Es war ein ungemein starkes, aber nicht eben ein fruchtbares Talent; manche Schöpfung des Augenblicks, welche vor seinem eigenen Urtheil nicht bestand, hat er der Korpulenz halber in die Ausgaben seiner Gedichte aufgenommen. In der Vorrede zur zweiten derselben sagt er selbst: „Enthält diese Sammlung, sowohl in Materie, als Form, rechtes, poetisches Gold, so lassen es, ausgebrannt und von den Schlacken gereinigt, vermuthlich nur wenige Bogen.“ Und weiter: „Wenn diese Sammlung nun noch eine rechtmäßige Auflage erleben sollte, werde ich der Erste und Eifrigste sein, in das Grab der Vernichtung und Vergessenheit Alles hinabzutreten, was deutschen Geist und Geschmack vor Gegenwart und Zukunft entehren könnte.“ Es war ihm unzweifelhaft Ernst mit diesem Versprechen; in den Vorbereitungen zu seiner Ausführung überraschte ihn leider der Tod. Zweitens aber stellt ihn seine schönste Charaktereigenschaft uns Modernen besonders nahe. Er war, was er hieß. Die stolze, bürgerliche Unabhängigkeit seines ganzen Wesens theilt er unter den deutschen Dichtern des vorigen Jahrhunderts nur noch mit Lessing. Diese Beiden besaßen in vollstem Maße, was wir als unsern besten Erwerb zu betrachten gewohnt sind und was wir an ach! so Vielen unserer geistigen Helden schmerzlich vermissen. Bürger übte den „Mannesstolz vor Königsthronen“; er hat sich nie an die Großen dieser Welt herangedrängt. In ihm schlug eine volle, demokratische Ader. Als ihm in Zeiten schwerster, persönlicher Drangsal von seinen Freunden nahe gelegt wurde, die zweite Ausgabe seiner Gedichte dem Könige von Preußen zu dediciren, spielte er in seinen Briefen wol gelegentlich mit dem Gedanken, dann aber brach seine wahre Meinung in den kräftigen Worten hervor: „So eine Dedicirung kommt mir vor, wie ein Wechselbalg, aus Lächerlichkeit und Niederrüchrigkeit zusammengesetzt.“ Und daß es ihm fürchtbarer Ernst war mit seinem „Mannesstolz“:

So lang' ein edler Biedermann
Mit einem Stüb' sein Brot verdienen kann,
So lange schäm' er sich, nach Gnadenbrod zu hungern.
Doch thut ihm endlich keins mehr gut,
So hab' er Stolz genug und Muth,
Sich aus der Welt hinaus zu hungern.

hat er mit seinem Tode besiegelt.

Das Leben Bürgers zerfällt zwanglos in drei Perioden. Die erste reicht von 1747 bis 1772, von seiner Geburt bis zum Antritt seiner Amtmannschaft im Gerichte Altengleichen. Er war geboren am 31. December 1747 zu Wolmerjwende im Bisthume Halberstadt; wie Heine, mit dem er auch in bedeutungsvolleren Dingen, so z. B. in der Handschrift, eine merkwürdige Aehnlichkeit hat, rühmte er sich, ein Kind der ersten Stunde des neuen Jahres zu sein; wie jener, mit Unrecht. Sein Vater war ein indolenter, tabackschmauchender Landprediger, seine Mutter ein jähzornig Weib. Die Hölle sei mit Pfaffenköpfen gepflastert, pflegte sie gelegentlich ihren Pfarrkindern zu sagen, nur ein Platz sei noch leer, da werde der Kopf ihres Mannes hinkommen. Unter solchen Familienverhältnissen wuchs der Knabe heran. Er besuchte zuerst die Schule in Aschersleben, dann das Pädagogium in Halle; nach dem frühen Tode seines Vaters war er ganz abhängig von seinem Großvater mütterlicherseits, dem Hofesbesitzer Bauer in Aschersleben, einem alten, strengen, wol ein wenig eigenjinnigen Herrn. Nach dem Willen desselben wurde er 1764 als Theologe auf der Universität Halle inscribirt. Er hat sich indeß nie mit dieser Wissenschaft abgegeben, trieb vielmehr ein Wischen alte Sprachen und machte sich schließlich auch gesellschaftlich als Theologe unmöglich durch seinen Verkehr in dem übelberüchtigten Hause des Prof. Klog, dem Leser erinnerlich aus den antiquarischen Briefen Lessings. So sattelte er denn nach drei Jahren zur Juristerei um und siedelte nach Göttingen über. Leider ohne die Verbindung mit Klog zu lösen; er zog vielmehr sofort in das Haus der Schwiegermutter des hallischen Professors, welches in Göttingen gleichfalls keinen guten Ruf hatte. Sein Großvater sah ihn als einen verlorenen Menschen an und zog die Hand gänzlich von ihm ab. Bürger scheint damals tief gesunken zu sein; „man mußte ihn kennen, um den Verkehr mit ihm nicht abzubrechen“, hat später einer seiner damaligen Freunde (wol Boie) gesagt. Sein poetisches Talent wurde sein Retter. Es brachte ihn in Verbindung mit Boie und durch diesen mit Gleim, dem alten, prächtigen Gleim, dessen großes Herz und offene Hand sich auch in diesem Falle nicht verleugneten. Bürger erwarb zunächst seinen Lebensunterhalt durch Arbeiten für Göttinger Advokaten, bis es ihm 1772 nach unjünglichen Mühen und Intriguen gelang, die Gerichtshalterstelle im Amte Altengleichen zu bekommen. Aus dieser ersten Periode seines Lebens ist uns nur Werthloses erhalten an poetischen Denkmälen; das Beste waren verhältnißmäßig noch seine Uebersetzungsversuche; er war der Erste, welcher die Ilias metrisch zu verdeutschen suchte, anfangs in Jamben, dann in Hexametern. Er hat diesen Zweig der poetischen Thätigkeit all sein Lebtag fleißig gepflegt, wie er denn späterhin auf die Entstehung der Shakespeare-Uebersetzung von Schlegel nicht unbedeutenden Einfluß gehabt hat. Michael Bernans giebt in seinem Buch „zur Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakespeare (Leipzig, S. Hirzel)“ darüber interessante Aufschlüsse.

Die zweite Periode reicht von 1772 bis 1784, bis zu seiner Rückkehr nach Göttingen als Privatdocent. Es war die interessanteste und vielleicht trotz alledem und alledem die verhältnißmäßig glücklichste Zeit seines Lebens. In sie fallen die vorzüglichsten seiner Balladen, die zumeist unter dem Einfluß von Percy's Sammlung „Reliques of ancient

english poetry“ entstanden und die meisten, jedenfalls die besten Molln-lieber. An sich lebte er als Amtmann in den ungesundesten Verhältnissen, in die er sich eben nur, von härtester Noth bedrängt, begeben hatte. Er stand unter dem Patronate der Familie v. Uslar, welche in zwei Linien mit sieben stimmfähigen Köpfen zerfiel, die alle unter sich im größten Unfrieden lebten. Sein Amtsbezirk umfaßte sechs Dörfer und sein Einkommen belief sich etwa bis ins fünfste Hundert. Mancherlei äußeres Unglück traf ihn, der Verlust seiner Caution durch den schändlichen Vertrauensmißbrauch eines befreundeten Mannes, eine verunglückte Pachtung, welche ihm den größten Theil seines großväterlichen Erbes kostete u. A. m. Aber immerhin schuf er in diesem Jahrzehnt Werke, welche, wie er mit stolzem Bewußtsein fühlte, seinen Namen zur Nachwelt tragen würden. Zuerst die Lenore, nach Schlegels glücklichem Vergleich „der kostbare Ring, durch den er sich der Volkspoejie, wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute“; dann den Wildgraf, die Pfarrerstochter, Robert und wie die unvergänglichen Schöpfungen sonst heißen, welche heute noch dasselbe volle Leben athmen, wie vor hundert Jahren. Und endlich in diesen Jahren war seine Seele ganz ausgefüllt von der größten Leidenschaft seines Lebens. Er hatte 1774 Dorette Leonhart geheirathet, sehr übereilt, gegen den Rath seiner Freunde: er selbst sagt später: „Auf eine sonderbare Art, zu weitläufig zu erzählen, kam ich dazu, sie zu heirathen, ohne sie zu lieben. Ja, als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für ihre Schwester, die damals noch ein Kind und kaum vierzehn oder fünfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen.“ Nicht lange, und aus diesem Zunder schlug die lichterlohe Flamme empor. Diese Schwester ist Auguste Leonhart, weltbekannt unter dem Namen Molln. Ueber ihr Verhältniß mit Bürger ist in unzähligen Controversen gestritten worden; es ist einerseits mit fälschlicher Sentimentalität ausge schmückt, andererseits schonungslos als eine widrige Verirrung der Natur verurtheilt worden. Soviel ist über jeden Zweifel erhaben, daß die Liebe zwischen Bürger und Molln eine echte und wahre gewesen ist; sie hat unter den härtesten Prüfungen gedauert bis in den Tod und über den Tod hinaus. Eine solche Liebe erhält durch ihre bloße Existenz ihre Rechtfertigung. Wenn irgend etwas, so ist sie ein Rechtstitel für die Selbstherrlichkeit des Individuums, die Schranken der gesellschaftlichen Sitte zu durchbrechen. Aber sie selbst freilich muß die Gesetze der Sittlichkeit respektiren und daß Bürger das nicht gethan hat, ist seine schwere Verschuldung. Wenn er weiter in der Beichte an das Schwabenmädchen sagt: „Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschoß sich, sein Weib öffentlich vor der Welt zu heißen und die Andere, insgeheim es wirklich zu sein“, so ist das nur die halbe Wahrheit. Dorette Bürger starb 1784, nachdem sie kurz zuvor einem Kinde das Leben gegeben hatte.

Die dritte Periode reicht von 1784 bis 1794; sie umfaßt sein Wirken als Privatdocent, später als außerordentlicher Professor an der Universität Göttingen. Es ist unstrittig die unglücklichste Periode dieses unglücklichen Lebens. Ein ungünstiges Geschick hatte ihn in jene Region verwiesen, welche von den Meistern der Fachgelehrsamkeit beherrscht wird.

Der gelehrte Dünkel blickte um so hochmüthiger auf den Poeten herab, weil ihm seine dichterische Thätigkeit — Dank dem fluchwürdigen Nachdruck! — nicht einmal die Bedingungen eines erträglichen, irdischen Daseins sicherte. Bürger fühlte sich in Göttingen wie in der Verbannung und blieb zeitlebens, wie Götting dem Todten nachsang, „am Ufer der Lein' ein Fremdling.“ Seine dichterische Thätigkeit begann zu erlahmen; nicht das Hohe Lied, sondern eine Anzahl schöner Sonette und kräftiger Epigramme sind die beste Frucht dieses Jahrzehnts. Mehr aber als alles andere Ungemach, brachen drei schwere Schicksalsschläge die Kraft des starken Mannes, der Tod Molln's, die Recension Schillers über die zweite Ausgabe seiner Gedichte, und seine dritte Ehe. Er hatte Molln im Juni 1785 geheirathet; nach kaum einem halben Jahre entriß sie ihm ein Kindbettfieber. Wie tief sie seinem Leben verwachsen war, beweist die „Todesanzeige“ an Boie, ein kurzer, erschütternder Aufschrei tiefsten Mannes Schmerzes, der nur mit Lessings Todesanzeige seiner Eva verglichen werden kann. Von da an ging es mit Bürger unaufhaltjam bergab.

Die anfangs anonyme Recension Schillers über Bürgers Gedichte erschien in der Allg. Literaturzeitung von 1791; sie wurde noch 1802 ausdrücklich von ihm gut geheißt und in seine Werke aufgenommen. Soviel überliefert ist, hat sie auf Bürger einen furchtbaren Eindruck gemacht und die Heftigkeit seiner Repliken in Prosa und Vers widerpricht dem wenigstens nicht. Diesmal nahm die öffentliche Meinung — es ist ein eigen Ding um die wetterwendige Dame — für Bürger Partei und sie thut es heute wohl noch, verletzt namentlich durch das übertriebene Lob, welches Schiller eben in jener Zeit einem Poeten von so schwächlichem Körperbau spendete, wie der Schweizer Matthijson war. Der Streit ist heute gegenstandslos. Es ist fraglos, daß Schillers Definition der Lyrik völlig ungenügend ist; soll der Dichter mitten in der Lust nicht die Lust, mitten im Schmerz nicht den Schmerz singen, so können wir den besten Theil von Goethes und Heines Lyrik zum alten Eisen werfen. Im Grunde aber drehte sich der Streit gar nicht um aesthetische Definitionen; es war der Zusammenstoß zweier Principe, zwischen denen es keine Veröhnung gab. Schiller wollte, daß sich die deutsche Poesie an den Brüsten der Antike nähre; er hatte für seine Zeit vollkommen Recht und wir danken ihm noch heute, daß er dies Programm praktisch und theoretisch durchführte. Bürger dagegen wollte, daß sich die Nationalliteratur aus dem Volke selbst entwickle; er war auch in diesem Sinne ein Volksdichter; er würde heute vollkommen Recht haben, und deshalb neigen sich unsere Sympathieen auf seine Seite. Das Dürftige, Enge, Unvollkommene, welches Schiller an Bürgers Gedichten tadelte, war die Schuld seiner dürftigen und engen Zeit, nicht seines Talents und nicht seiner Persönlichkeit. Daß Schiller die Mängel des Menschen für die Mängel des Dichters verantwortlich machte, war ein Uebergriß der Kritik, der nimmer entschuldigt werden kann. Ihm freilich lag er nahe, denn auch er hatte lange mit dem Gedanken einer Doppellehe mit zwei Schwestern gespielt, aber das Ebenmaß seiner Natur wahrte ihn vor schweren Irrthümern und nur soweit zollte er der Sinnlichkeit den gerechten Tribut, daß er bei der schließlichen Entscheidung nicht die geistig Bedeutendere, sondern die Süßchere und Süngere wählte.

Die dritte Ehe Bürgers endlich war der härteste und letzte Schlag, der ihn moralisch und ökonomisch völlig ruinirte und ihn einem langsamen Siechthum überantwortete, dem erst der Erlöser Tod ein willkommenes Ziel setzte. Die Geschichte dieses Ehebundes ist bekannt und von Bürger selbst aufs Ausführlichste erzählt in der „Ehestandsgeichte“, einem der merkwürdigsten Beiträge zur Kultur- und Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts. Wie diesem sicherlich bis in die kleinsten Einzelheiten authentischen Dokument gegenüber dem berückichtigten Schwabenmädchen in dem Archivrath Obeling ein „Ketter“ erstehen konnte, wäre unbegreiflich, wenn es nicht eine allbekannte Erfahrung wäre, daß in deutschen Landen gelehrtem Eigendünkel Alles, aber gradezu Alles möglich ist.

Diese flüchtige Skizze hat natürlich nicht den Zweck gehabt, dem Leser ein auch nur halbwegs umfassendes Bild von dem Dichter und Menschen Bürger zu geben; sie hat nur einige Punkte anregen wollen, welche die literarische Kritik bisher bei Beurtheilung unseres größten Volksdichters vielleicht nicht genügend beachtet hat und sie hat vor Allem das freilich nie ganz erlösbare Interesse des Lesers für eine echte Quelle poetischen Genusses wieder beleben wollen. Die Quelle ist immer klar und rein geblieben, auch wenn mancherlei Gestrüpp sie umwuchert hat und neuerdings sind fleißige Hände thätig gewesen, dies Gestrüpp völlig auszuroden. Der rühmlichst bekannte Literaturhistoriker und Uebersetzer Ad. Strodtmann hat jüngst Proben aus einer Bürgerbiographie in einem vielgelesenen Unterhaltungsblatte veröffentlicht, und es steht zu erwarten, daß sein eminenten Sammlerfleiß in dem vollendeten Werke viel Neues beibringen wird. Ob er freilich der Mann dazu ist, den ganzen Bürger in der Vorstellung seines Volkes wieder „lebendig“ zu machen, steht nach diesen Proben und nach dem Eindruck seiner Heinebiographie dahin. Unzweifelhaft mißlungen ist dieses Ziel Julius Tittmann in seiner Ausgabe der „Gedichte von Gottfried August Bürger, Leipzig F. A. Brockhaus.“ Die biographische Skizze, die er giebt, ist unklar und verworren und die Gedichte selbst werden in dem unkritischen Wirrwarr der bekannten, Reinhardt'schen, nach dem Tode des Dichters veranstalteten Ausgaben reproducirt. Ein löblichstes Werk moderner Kritik dagegen ist „G. A. Bürgers Werke, herausgegeben von Eduard Grisebach, Berlin G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.“ Am schwächsten ist auch hier die einleitende, biographisch-literarische Skizze. Der Herausgeber hat die Marotte, Herder auf Kosten Lessings und Schillers zu glorificiren und das wird ihm kein Literaturkundiger Dank wissen. Aber in der kritischen Sichtung der Briefe und Gedichte Bürgers trifft das congeniale Talent des Dichters des „Neuen Tannhäuser“ mit sicherem Instinkt fast überall das Richtige und so sei diese Ausgabe allen Freunden der Bürger'schen Muse dringend empfohlen.

Mrg.

[Franz Mehnig]